

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 40 (1946)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation. Herausgegeben von **Paul Roth**. V. Bd. : Oktober 1530 bis Ende 1531. Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft, Universitätsbibliothek Basel. 1945. XIII-685 S. mit Register. Fr. 21.—, Bd. I-V zusammen Fr. 80.—.

Die Drucklegung dieser Aktensammlung schreitet rüstig voran. Sie wird mit dem 6. Band ihren Abschluß finden. In seinem Vorwort erklärt der Herausgeber, daß an den bisherigen Grundsätzen nichts geändert worden sei. Ob in allem mit Recht? Uns scheint immerhin der Wiederabdruck jener bei *Stahelin*, Oekolampad Bd. II bereits vollständig gebotenen Stücke kaum gerechtfertigt (vgl. Nr. 76-80, 121, 127, 167, 223, 232, 267, 270, 293, 358, 417 u. 421). In diesen Fällen hätte ein registförmiger Hinweis genügt. Beim gewaltigen Umfang des Materials wäre eine gewisse Ökonomie zugunsten des Neuen angebracht gewesen. Auf ein Sachregister darf man nach Abschluß des ganzen Werkes rechnen; es ist ja auch dringend notwendig. Wir möchten damit einen anderen Wunsch verbinden: daß ein knapper Forschungsbericht über die benützten Archive geboten wird, der manche wertvolle Hinweise auf Helvetica in auswärtigen Archiven zu bieten vermöchte. Es bleibt ja das besondere Verdienst gerade dieser Aktensammlung, ausländische Archive in größerem Ausmaß herangezogen zu haben, als es früher je der Fall war.

Auch der vorliegende Band (die früheren Besprechungen s. in dieser Zeitschrift Bd. 33, 91; 38, 78) bietet ein überreiches neues Material, nur ist der Schwerpunkt der Quellen ganz anders gelagert. Die Geschichte des Hochstifts und der Klöster tritt jetzt viel stärker zurück. Zur Hauptsache bleibt es bei Anständen über Zinsen- und Zehntenfragen, aber weniger im Sinne prinzipieller Auseinandersetzungen, als der Regelung vereinzelter Ansprüche (s. etwa Nr. 7, 31a, 136, 392, 701). Vereinzelt verdienen indessen größere Beachtung, so die Mahnung des Kapitels an Bischof Philipp (Nr. 21), dem sein Verhalten gegenüber der Stadt verübelt wird, weshalb das Gerede über ein schlechtes Verhältnis des Kapitels zum Bischof nicht so unbegründet erscheint (Nr. 84). Für die Personengeschichte der Domherren fällt wenig ab. Kaum rühmenswert ist das Verhalten des Domdekans Nikolaus v. Diesbach (s. Nr. 20, 352, 423, 706), der mehrfach zur Residenz und zur Versehung seines Amtes gemahnt werden muß. Besondere Beachtung verdient das Schreiben des Kapitels an die Statthalter und Regenten von Württemberg (Nr. 251, vgl. dazu 165). Es bringt nicht allein die Rechtsauffassung des Kapitels in der Frage der Einkünfte aus kirchlichen Stiftungen ganz klar zum Ausdruck, sondern es verrät uns auch, daß von 75 Domkaplänen nur 15 zum neuen Glauben abfielen und von diesen nur 9 in der Stadt weilten, während etwa ihrer 60 dem Domkapitel Gefolgschaft leisteten. Trotzdem sperrte Basel Einkünfte von über

3000 Gulden, teils zugunsten der Prädikanten. Klagen über die Stadt fehlen natürlich aus sonst nicht (vgl. Nr. 472 f., 485, 602). Von eigener Ironie ist die Äußerung des Kapitels gegenüber Markgraf Ernst v. Baden (p. 25) : « Schafft villicht ir heilig evangelium, so sie verjehen, bringet solich frucht unnd leret, das man einem andern das sin also nemenn solle. » Daß einzelne Geistliche zum alten Glauben zurückkehren wollten und wie es ihnen dabei erging, belegt das Schicksal des Chorherrn zu St. Peter, Heinrich Kölner (Nr. 233, dazu 401). Charakteristisch ist für das Vorgehen der Stadt in den Streitigkeiten der Zins- und Zehntenerhebung ihr Verhalten gegenüber Kaplan W. Huglin (Nr. 204, 215, 225 f.). Für die Vermögensverhältnisse des Stiftes St. Peter bietet die Sammlung verschiedene beachtenswerte Stücke (Nr. 94 = über den Einzug der Zinse der geflohenen Geistlichen, Nr. 280 = Ertrag der Pfründen der 20 abgetretenen Kapläne zu St. Peter ; Nr. 359 = Einkommen der Kaplaneipfründen zu St. Peter), für jene des Domkapitels ist wichtig das Verzeichnis der Einkünfte aus der Präsenz (Nr. 103). Nennen wir in diesem Zusammenhang noch das Verzeichnis der Besoldung der Basler Pfarrer (Nr. 102). Zu Vergleichen mit den Verhältnissen anderer Domkapitel mögen die Verfügungen des Kapitels in Basel über die Residenzpflicht anregen (Nr. 424). Endlich mag auch das Schicksal der Orgelpfeifen des Münsters erwähnt werden, die nach dem Schreiben BM. Meyers (Nr. 449, dazu Nr. 437) zum Nutzen der Kirche verbraucht wurden ; das Kapitel hatte das Nachsehen.

Zur Geschichte der Klöster bietet der Band einiges Material vor allem für das Dominikanerinnenkloster in den Steinen : das aufschlußreiche Inventar mit dem Verzeichnis der Einkünfte, der Kirchenzierden (Nr. 166) und, in Ergänzung zu Nr. 140, der Leibgedinge der einzelnen Nonnen, von denen 21 mit Namen genannt werden (vgl. ferner Nr. 139, 141, 501). Natürlich spielen auch hier eine ganze Reihe von Anständen betreffend Zinsen und Zehnten hinein, doch beanspruchen diese Akten beschränktes Interesse. Daß es übrigens bei der Zehntenablieferung durch die Bauern nicht immer gerecht zugeing, beweist die Mahnung des Rates an den Vogt von Farnsburg (Nr. 279).

Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Ratserkenntnis vom 3. Dezember 1530, nach welcher die Kosten für die Befestigungsarbeiten aus dem Kirchengut bestritten werden sollten (Nr. 68 vgl.). Das ist ein unwiderlegliches Zeugnis für die keineswegs konsequente Behandlung der verkündeten Grundsätze über die Behandlung des einstigen katholischen Stiftungsgutes (vgl. Nr. 127, p. 114). Daß es immer noch Restitutionsforderungen von Stiftungen gab, weil der ursprüngliche Stiftungszweck nicht mehr erfüllt wurde, überrascht daher kaum (Nr. 380). Auffallend ist die Indifferenz Basels gegenüber der Restitutionsfrage von Stiftungen für die gemeinen Vogteien, verständlich nur, weil Basel nicht mitregierte (vgl. p. 92, Z. 26).

In die Verhältnisse der Basler Kirche während dieser für die eidgenössische Religionspolitik wichtigen Periode gewähren die vorliegenden Akten bedeutsame Einblicke. Wie etwa die Sittenordnung und die Strafpraxis gehandhabt wird, belegen zahlreiche Urfehden (Nr. 83 = Spiel 134,

Nr. 3, 174 = Hexerei, 429 = Hagelmachen, 634 = Besuch des Frauenhauses, 731 = Buhlerei). Gotteslästerung und Schmähungen werden streng geahndet (Nr. 114). Weshalb ist das p. 328 Anm. zitierte Verhör K. Murers weggelassen? Das Beste bieten sonst die Akten der Herbstsynode 1531 (445b). Da finden wir eine Reihe von wichtigen Motiven für die frühen und keineswegs geringen Schwierigkeiten der neuen Kirche in der Verwirklichung ihrer Ziele. Mit aller Klarheit erkennbar ist eine weitverbreitete Predigtmüdigkeit. Eine deutliche Schwäche der neuen Lehre kann hierin kaum geleugnet werden, auch wenn man die Urteile, wie bei allen Visitationen, nicht in ihrer vollen Schärfe hinnehmen möchte. Wie könnte es anders erklärt werden, daß in der Stadt die Gewohnheit herrschte, zur Zeit der Predigt sich der Vogeljagd und der Fischerei hinzugeben (vgl. Nr. 78), daß etliche von den Ratsmitgliedern die Predigt verachteten und die Religion (lies die neue!) schmähten, daß auch die Kinder nicht genügend zum Besuch der Predigt angehalten wurden (Einfluß der Täufer, über die besonders geklagt wird?). Andere gingen zur Predigt, schimpften aber trotzdem über die neue Religion und besuchten auswärts die Messe! Nicht besser stand es auf dem Lande, nur treten hier neue, beachtenswerte Motive hervor. Wochenlang geht man nicht zur Predigt, oder erst wenn sie halb zu Ende ist. Der einfache Mann erträgt die Polemik gegen die Täufer und die Päpstlichen nicht und läuft weg. Die Täufer üben auf dem Lande starken Einfluß aus, sie bleiben unversöhnlich und wiegeln das Volk auf. Verachtung des Abendmahls und des Banns sind auffallend, ebenso die Verunehrung der Friedhöfe, zumal wenn man sich erinnert, daß Carlo Borromeo 1570 ihre Pflege und die Ehrung der Toten in der Innerschweiz besonders rühmt (Die Nuntiatur G. Fr. Bonhomini, ed. Steffens-Reinhardt, I, 1906, 7). Die Ablehnung des Fegfeueglaubens und die Aufhebung der Jahrzeitgedächtnisse übten auf die Bauern einen destruktiven Einfluß aus. In einzelnen Gemeinden sind Opposition und Autonomiestreben lebendig. Reinach setzt kurzerhand verbotene Feiertage ein, also katholische Feste! In Läuelfingen ergeht es dem Prädikanten schlimm (dafür weitere Belege in Nr. 453). In Hölstein geht es übel zu: die Kirchenfenster werden zer schlagen, da geht man nicht zur Kirche und während der Predigtzeit wird geschossen (Sabotage oder Schießübungen?). In Therwil setzen sie den Geistlichen ab mit der Begründung, die Herren hätten ihnen nichts zu gebieten. Jene, welche die Feiertage (wohl katholische) nicht halten, strafen sie kurzerhand (445c). In allem erkennt man die zäh konservative und eigenwillige Art des Landvolkes, in manchen Zügen auch die Erschütterung der Glaubensgewißheit. Daß Unzufriedenheit und Opposition nicht überwunden sind, belegen auch manche andere Akten. Man müßte vor allem jene Klage aus dem Erlaß der Bannerherren über die Nichtkommunikanten anführen, die bereits durch Staehelin bekannt geworden ist (Nr. 217), daß nämlich etliche der Nichtkommunikanten geltend machen: « daß sie noch nit gnügsamlich bericht und usz getreng irer conscientzen sollichs underlassen » (p. 193, Z. 29). Sie beriefen sich also auf ihr Gewissen, aber Freiheit blieb ihnen versagt. Gegen Oppositionelle schreitet der Rat scharf ein. Anton Glaser, Altschultheiß, muß es hart büßen, daß er die neue Lehre

beschimpft und Bern bezichtigt hatte, wider Eidespflicht und versiegelte Abschiede die Reformation durchgeführt zu haben. Auch um die Wiederherstellung des katholischen Kultes bemühte er sich und er ermunterte Gesinnungsgenossen, zum Abendmahl zu gehen, um so in den Rat gelangen zu können. Man erkennt die Rolle der politischen Macht für die Glaubensfrage! Endlich schrieb Glaser eine Chronik, die nach Ansicht des Rates vielerlei Unwahrheit und manches Ehrenrührige für Basel enthielt. Schade, daß sie nicht erhalten ist (Nr. 343 = 8. Juli 1531). Es ist das eindrucksvollste Beispiel der nachwirkenden Opposition (s. 202 = L. Steinmüller, Schlosser, 207 = Meister Hieronymus Helfrich, Domkaplan, dazu Verweise im Register). Begreiflich, daß während der kriegerischen Spannungen die Opposition wieder hervortrat. Ein Fuhrmann schwört am 27. Juni 1531 Urfehde, weil er den V Orten trotz der Proviantssperre Wein zugeführt hat (Nr. 365), der Basler Überreiter hielt es mit den Feinden der Stadt (Nr. 514 = 21. Okt. 1531), Stadtboten müssen bestraft werden wegen pflichtwidriger Übermittlung von Briefen (524), eine Frau hat in Zürich Nachrichtendienst betrieben, andere Frauen hielten mit Schmähungen über den Zürcherkrieg nicht zurück (Nr. 529, 588, 669).

Die Schwierigkeiten sind durch die Täufer sehr gesteigert worden. Sie hielten umso länger an, je weniger Nachbarorte zur Verfolgung der Täufer bereit waren. Die Klagen Basels über Solothurn fallen direkt auf (Nr. 53, 106, 273, Mahnung an Rheinfelden = Nr. 129). Basel drängt im Jan. 1531 auf einheitliches Vorgehen der verbündeten Stände gegen jene Orte, die den Täufnern Unterschlupf gewähren (106 vgl. Instruktion vom 11. Okt. 1530 = Nr. 13a). Natürlich arbeitet auch Zürich auf ein Konkordat der Burgrechtsstädte hin (261 = 5. Juni): wenn ein Täufer seine Familie verläßt, soll er an Leib und Leben gestraft werden, falls er auf fremdes Gebiet flüchtet, soll interveniert werden. Das alles trifft in erster Linie die bäuerliche Landschaft.

Und wie hat sich Basel damals der Täufer zu erwehren versucht? Noch oft ließ man es bei Gefängnis und Widerruf bewenden (Nr. 3, 19, 69), die Dauer der Haft reicht bis zu 71 Tagen. Seit der wichtigen Ratserkenntnis vom 23. Nov. 1530 wird die Strafpraxis verschärft. Das Mandat setzte eine genaue Abstufung der Strafen fest: erst Gefängnis, bei Verweigerung des Gehorsams Verbannung, dann Schwemmen und Verbannung bei Rückfall, schließlich aber Ertränken ohne Gnade. Tatsächlich wurden zwei offenbar führende Täufer ertränkt (Febr. 1531, Nr. 124, 132, 137). Wer den Rat darob schmähete, wurde ins Gefängnis geworfen (Nr. 130). Aber nicht umsonst wollte der Vogt zu Homburg die Strafen des Schwemmens und Ertränkens in der Stadt vollzogen wissen. Der gemeine Mann wurde sonst unwillig, die Kosten stiegen, ungeschickte Reden ergingen und in allem spielten verwandtschaftliche Beziehungen eine Rolle (Nr. 150). Wenn die Todesstrafe nicht häufiger angewendet wurde, erklärt sich dies durch die Rücksichten auf das Landvolk. Will man dessen Haltung verstehen, kann man an den Äußerungen einzelner Täufer nicht vorbeisehen. Agnes Lindin meinte z. B., die Prädikanten hielten sich selbst nicht an das, was sie predigten. Von ihrem Prädikanten, Herrn Jakob, habe sie gehört, man

solle keine Zehnten geben, nun aber predige er das Gegenteil (39b). Wie wichtig wäre es, einmal alle Äußerungen in der Zehntenfrage systematisch zu sammeln und zu untersuchen. Die Klagen über die widerspruchsvolle Haltung von Prädikanten in dieser gerade für die Bauern so bedeutsamen Frage sind keineswegs selten. Die volkpsychologischen Problemstellungen in der reformationsgeschichtlichen Forschung werden leider zu sehr vernachlässigt, dafür aber die Doktrin der führenden Reformatoren oft einseitig und allzu schematisch in den Vordergrund gerückt (über die Lehren einzelner Täufer s. besonders das instruktive Stück Nr. 378).

Im vorliegenden Band dominieren durchaus die Akten über den 2. Müsserkrieg und den 2. Kappelerkrieg. Der Galgenkrieg zwischen Basel und Solothurn besitzt geringere Bedeutung. Was hier an neuem Material neben Bekanntem geboten wird, ist erstaunlich. Der Vergleich der beiden Kriegsereignisse, wie er hier möglich wird, ruft mannigfachen Überlegungen, die wir umso weniger übergehen können, als unseres Erachtens die damalige Politik immer noch einseitig beurteilt wird.

Nur beiläufig möchten wir die auch für die Familiengeschichte ergebnisreichen Auszugsrodel erwähnen. Auch mit dem Verlauf der militärischen Ereignisse selbst, für die ausgezeichnete Berichte vorliegen (vgl. z. B. 206, 242 für den Müsserkrieg), wollen wir uns nicht befassen. Aber die Rückwirkungen des Müsserkrieges auf die Religionspolitik müssen kurz erörtert werden. Während des Müsserkrieges werden häufige Klagen über die Schwierigkeiten der Besoldung und Ernährung der Knechte laut. Unzufriedenheit fehlt dabei nicht (Nr. 206, 242, 326, 400). Disziplinlosigkeit drohte mehr als einmal, auch fehlten, wie einmal ausdrücklich hervorgehoben wird, ein Prediger und ein Geistlicher, der Messe las (Nr. 239, 269, 324). Es gab Kriegsleute, die heimlich wegzogen (Nr. 262). Wie man sieht, brachte der Müsserkrieg eine starke moralische und finanzielle Belastung. Die Abrechnung (Nr. 695) ergibt für den Müsserkrieg an Aufwendungen für die Truppen eine Summe von rund 6485 Pfund, gewiß eine ungewöhnlich hohe Summe. Die moralische Belastung traf vor allem die untertänige bäuerliche Bevölkerung, die ja kaum einmal für Kriege leicht zu gewinnen war. Von hier aus gesehen ließe es sich kaum mehr begreifen, wenn die V Orte gegen Musso gezogen wären. Das wäre tatsächlich einer vorzeitigen Schwächung ihrer Kräfte gleichgekommen. Sie hatten gute Gründe, diese zu schonen. Aber sie mußten auch darauf bedacht sein, den Gotthardverkehr in keinem Fall durch eine Einmischung in diesen Krieg zu gefährden. Das waren sehr reale Gründe, die genügen dürften, um die üblichen, zwar bestechenden, aber letztlich gesehen doch haltlosen Vorwürfe an die V Orte wegen ihrer neutralen Haltung im Müsserkrieg zu widerlegen. Der Müsserkrieg kann nicht vom Gesichtspunkt eines gleichsam vaterländischen Unternehmens aus beurteilt werden. Gerade in diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Basel damals den Vorschlag machte, Lugano und Locarno an Frankreich oder Mailand zu verkaufen (Nr. 219).

Auch hinsichtlich des Verlaufs des Kappelerkrieges und der Friedensverhandlungen drängen sich auf Grund der vorliegenden Akten neue Gesichtspunkte auf. Basel ist sich in seiner Politik durchaus treu geblieben.

Es war von Anfang an gegen die Proviantssperre und gegen den Krieg (13ab, 148). Es vertrat diese Haltung gewiß nicht so sehr aus bundesrechtlichen Erwägungen, die es beim Abschluß des christlichen Burgrechts hintangesetzt hatte, sondern als Grenzstadt, die alle psychologischen Wirkungen der politischen Vorgänge und besonders der militärischen Demonstrationen (Truppenbewegungen) im Reich viel unmittelbarer zu spüren bekam (vgl. Nr. 376, 459, 498, 503 f., auch 506) und insofern eine empfindlichere Innenlage aufzeigte als Zürich. Basel übersah aber auch nicht die schwere Belastung, die aus dem immer noch nicht erledigten Müsserrieg erwuchs, der gleichsam einen Zweifrontenkrieg bedingte (Nr. 235). Die Sperre lehnte es nicht allein aus handelspolitischen Interessen ab, sondern auch in Sorge um Repressalien seitens des benachbarten Österreich und in Rücksicht auf die Teuerung (Nr. 244, auch 416, 431). Daher sprach sich die Stadt auch gegen die Veröffentlichung eines Manifests über die Ursachen des Proviantabschlags aus und wollte diesen noch im Juli 1531 aufheben (273, 349).

Wenn Basel trotz solcher Bedenken und der Vermittlungsversuche (434) am Kriege teilnahm, geschah es im Bewußtsein der eingegangenen Bündnispflicht (vgl. Nr. 569). Das alles machen die vorliegenden Akten deutlich. Über die Geschehnisse während des Krieges und über die Friedensverhandlungen liegt ein überreiches Material vor. Es ist unmöglich, auf alles einzugehen. Aber einiges muß immerhin erörtert werden. Der Krieg war trotz Kappel nicht beendet, wie man weiß, aber es wird hier noch klarer, warum die Fortsetzung des Krieges unmöglich wurde.

Der ganze Krieg lief in eine schwere Vertrauenskrise zwischen den Obrigkeiten und der untertänigen Bauernschaft aus. Hier spielt nun auch die Abendmahlsfrage hinein. Sie war zu einem guten Teil entscheidend für die Bildung eines festen Glaubens im Untertanenvolk. Gerade im Frühjahr 1531 liefen die Verhandlungen über die Einigungsformel. Da machte Bern nicht ohne Grund geltend, daß es den « Saxischen verstandt » nicht annehmen könne, weil er dem widerspreche, was an der Berner Disputation beschlossen worden sei. « Solten sy nun dyse bekantnus an jere gmeinden, so noch zartt und nit zum vesten erbuwen, by denen sy ouch biszhar und noch, wy das erhalten, predigen haben laszen, pringen, wurd innen zu eim groszen nochteyl dienen . . . » (p. 138 Z. 7). So berichtete Stadtschreiber C. Schaller seinem Kollegen und Schwager Peter Butzer in Straßburg. Basels Stellungnahme wich davon nicht wesentlich ab (vgl. Nr. 160, bes. p. 141 Z. 16, ferner Nr. 121, 127). Die Glaubensgewißheit des Volkes war eine sehr wichtige Voraussetzung für einen Glaubenskampf. Wie sollten die Bauern für einen Bruderkampf eintreten, wenn sie des Besitzes der Wahrheit nicht sicher waren? Täuferwesen, Abendmahlsfrage, geschichtliche Tradition wie Wesensverwandtschaft mit der altgläubigen Bauernschaft (Knutwil zog den V Orten zu Hilfe = vgl. Nr. 668b) boten keine günstigen Bedingungen für die erfolgreiche Führung des Krieges. Basel und Bern wollten dieser Tatsache Rechnung tragen, Zürich sah darüber hinweg. Die Wirkung solcher Motive belegen teilweise gerade jene Aussagen gefangener Basler, denen von den Innerschweizern die Gewalt-

politik Zürichs in psychologisch geschickter Weise vorgehalten wurde (vgl. 562 : « Zwungen eid weren gott leyd » p. 475 Z. 3). Deswegen versteht man die Zurückhaltung und Besorgnis Berns auch viel besser.

Hält man sich solche Gründe vor Augen, wird auch die große Schwierigkeit zur Fortführung des Krieges bewußt. Nach der Niederlage am Gubel trat der Rückschlag auch unter den Basler Knechten sofort ein und es ergingen Klagen gegen Zürich (Nr. 530-532, 569 f., vgl. über Mangel an Waffen, Geld und Troß Nr. 554); Mißstimmung herrschte auch bei den Bernern und Zürchern (Nr. 564, 566 f.). Während die V Orte die ersten Bedingungen bekannt gaben (Nr. 579 f.) 582, 584), nahm die Unzufriedenheit unter den Knechten zu und Zürich fürchtete bei Annahme der Bedingungen den Abfall vor allem von Thurgauer Gemeinden (585). Deswegen dachte es an Fortsetzung des Krieges. Basel dachte nicht viel anders, wenn es noch von der Voraussetzung ausging, daß die V Orte ihren eigenen neugläubig gesinnten Leuten freien Wegzug mit Hab und Gut und den Vertriebenen die Rückkehr gewähren sollten (589). Aber die Verhandlungen waren ständig von der Sorge um die Haltung der Untertanen überschattet (591, 593, 610, 614, 617 usw.). Die Gegensätze offenbarten sich bald in der Frage der Gemeinen Vogteien. Sollten die bisher protestantischen Gemeinden unangefochten weiterbestehen, oder ein neues Mehr über den Glauben vorgenommen werden, wie es die V Orte forderten? Das war die Hauptfrage (594). Die Zürcher waren ungehalten, weil Basel und Bern die übrigen Artikel bereits angenommen hatten (599 f., bes. 603). Es ist beachtenswert, daß Bern gewillt war, nochmals mehr zu lassen, damit niemand mehr behaupten könnte, es sei Zwang auferlegt worden, doch sollten Betrug und Umtriebe dabei ausgeschlossen sein. Bern berief sich auf den Grundsatz, daß der Glaube nicht dem menschlichen Zwang unterliege (vgl. den interessanten Bericht Nr. 611). Tat es das nicht auch, weil der Widerspruch der Politik zu diesem anfangs nachdrücklich verfochtenen, in der Folge mißachteten Grundsatz bei den Untertanen fühlbar geworden war? Bern dachte allerdings nicht an einen Schutz katholischer Minderheiten (613), auch Basel nicht (627), den die V Orte forderten. Da gab Zürich infolge der erneuerten Angriffe der Altgläubigen den Artikel zu, ohne Bern verständigt zu haben (608, 619 f., 627 f.); dieses aber wollte auf seinem Standpunkt beharren und dachte an die Fortsetzung des Krieges. Wie fühlte Basel in diesen Tagen seine Vereinsamung und Not! (629, 631, 633 = an Philipp v. Hessen). Ohne die Zustimmung der Untertanen ließ sich indessen ein Krieg kaum denken (637 f., 643). Und die Zürcher baten dringend um Annahme des Friedens. Fast ergreifend ist der Bericht der Basler im Felde an den Rat zu lesen über die Bitte um Rat, welche Bürgermeister Röist mit weinenden Augen vorbrachte (644a). Trotz allem, die Entscheidung wurde in erster Linie durch die Untertanen herbeigeführt. Die Knechte zogen mehr und mehr weg (646-649, 650a), Bern konnte ihretwegen die Lage nicht mehr behaupten (656, 667) und der letzte Widerstand wurde durch Scharmützel der angreifenden V Orte gebrochen (662). Auch Basels Lage wurde nun unhaltbar und seine Hoffnung, in Treue das Burgrecht halten zu können, blieb unerfüllbar (650ab, 663, 665 f.). Daß die

V Orte die Schwäche der Städte hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den Untertanen geschickt auszunützen verstanden, ist unleugbar (668, 668b-e, 681). Das zeigt sich auch darin, daß schließlich etliche vom Zürcher Rat und von den Untertanen die V Orte mit Steinen, Pulver und Proviant zu unterstützen begannen, zur großen Enttäuschung der Mitverbündeten (650a). Wie sehr sich das Verhältnis Basels zu Zürich trübte, beweisen Basels schwere Vorwürfe; diese zeigen aber auch, daß Basel über den widerrechtlichen Charakter der zürcherischen Politik keine Zweifel hegte (680 f.).

Noch auf manches andere könnte hingewiesen werden: auf die Liste der Verwundeten (574), die Abrechnungen über die Kriegskosten (523ab, 575 f.), auf die ganz bedeutenden Rückwirkungen des Krieges für den Finanzhaushalt der Stadt, die sich zu sehr einschneidenden Sparmaßnahmen gezwungen sah (693, 707, 709-711, 714), auf verschiedene rechtshistorisch und kulturgeschichtlich interessante Dokumente (Wirteordnung = 370, 407, Druckerordnung = Nr. 555, Alarmordnung = 496 usw.). Der Reichtum der Akten steht außer jedem Zweifel, und wenn einmal das Sachregister nach Abschluß des Werkes vorliegt, wird der Inhalt auch leichter greifbar sein. Der Druck ist im ganzen gut, einige Seiten dieses Bandes sind etwas blaß ausgefallen (p. 610 f., 618 f., 622 f.), da und dort begegnet man leichteren Druckfehlern und Versehen (p. 100 Z. 16: ob nicht *Würsch*, also Eigenname? p. 21 Z. 17: n statt u, Nr. 275 ist sprachlich nicht einfach zu verstehen, p. 320 Z. 2 falsche Interpunktion, p. 345 Z. 32: anleyltung?, p. 351 Z. 33 scheint fehlerhaft zu sein, statt « die den » wird es dry heißen müssen, p. 402 Z. 29 lies wohl batdennen = Patenen, p. 474 Z. 7 falsche Interpunktion, p. 476 Z. 37 lies erzoigt st. eroigt, p. 481 Z. 19 lies wohl uff ir, p. 487 Z. 25 lies Fryenn st. Fyrenn, Z. 31 unklare Interpunktion, Z. 35 lies uff, p. 499 Z. 17 falsches Komma, Z. 19/20 Trennungsstrich st. Komma, p. 588 Z. 28 falsche Interpunktion, p. 591 lies 1531 st. 1535, Z. 33 win st. Win, p. 618 Z. 19 lender st. lenger). Mit dem Dank an den Herausgeber verbinden wir zugleich den Wunsch, daß das Werk einen glücklichen Abschluß und jene Beachtung finde, die es ohne Zweifel bei jedem verdient, der sich mit schweizerischer Reformationsgeschichte beschäftigt.

O. Vasella.

Schwegler, Dr., P. Theodor O. S. B. : Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Verlag Josef von Matt, Stans. 426 S. Großformat in Leinen geb. Fr. 18.50.

La 1^{re} édition de l'Histoire de l'Eglise catholique en Suisse du P. Schwegler a fait jadis l'objet d'un compte rendu, de la part du P. Théophile Graf, dans notre revue (1935, p. 315-17). Cette 2^e édition, bien que datée de 1943 (imprimatur et impression), n'a, en réalité, paru qu'en 1945.

C'est, dans toute la force du terme, une édition refondue: elle passe de 288 à 426 pages, en format en outre agrandi. L'éditeur est désormais M. J. von Matt à Stans. Le papier est beau et fort. L'impression est parti-

culièrement soignée. Nous regrettons simplement que les caractères des notes soient à peu de chose près identiques à ceux qui sont employés pour les passages en petit texte.

Quelques titres ont été modifiés, mais surtout, il est fort peu de pages ou même de paragraphes qui n'aient été retouchés. Quelquefois ce sont des suppressions ; mais, le plus souvent, l'auteur a complété et même considérablement développé ce qu'il avait dit antérieurement. Certaines considérations sont nouvelles, soit qu'elles concernent l'histoire ecclésiastique en général, soit qu'elles se rapportent à notre histoire suisse. Ainsi, pour ne citer qu'un exemple, une petite note (p. 140, n. 1) fournit maintenant la matière de près de quatre grandes pages (p. 196-200). On pourra même trouver que, dans quelques cas, l'auteur est entré dans trop de détails, jusqu'à nous conter des historiettes ou à entrer dans des considérations qu'il faut abandonner à des monographies ou à des spécialistes. Ainsi, était-il nécessaire de nous parler des orgues, des cloches, de la musique d'église (p. 239-40) ?

Certains passages, qui étaient en petit texte, sont maintenant imprimés en caractères plus gros. Pour d'autres, c'est l'inverse, alors même que, dans un cas ou l'autre, il s'agissait de considérations générales, qui eussent mérité d'être conservées en lettres ordinaires. (On ne voit pas bien, par exemple, pourquoi ce qui est dit d'Erasmus, p. 168-169, est donné en petit pour commencer, en caractères plus gros dans la suite et en lettres espacées pour terminer.) Certains paragraphes qui étaient en petits caractères sont relégués en note, tandis que, inversement, plusieurs notes ont passé dans le texte ; et ici, il nous semble que le procédé adopté dans la 1^{re} édition était préférable : l'auteur, généralement du moins, mettait en note des données empruntées à l'histoire générale de l'Eglise (courte biographie d'un saint, d'un auteur célèbre, d'un fondateur d'ordre) qu'on pouvait supposer connues de la plupart des lecteurs, mais qu'il n'était cependant pas inutile de mettre sous les yeux de quelques autres. Maintenant, ces renseignements, qui ne concernent pas à proprement parler l'histoire suisse, ont plus d'une fois (pas toujours cependant) été introduits dans le texte proprement dit et il en résulte un peu de surcharge. En d'autres termes, et pour résumer notre impression en deux mots, l'auteur, qui aura voulu tenir compte de toutes les remarques qui lui ont été faites et des desiderata exprimés, nous semble être entré dans trop de détails, et cette abondance même ainsi que certaines modifications introduites dans la disposition du texte enlèvent quelque chose à la luminosité de l'exposé.

Il a voulu, par contre, avec raison, le rendre plus parlant en l'illustrant d'un certain nombre de cartes. Il n'y en avait qu'une, celle de la Suisse catholique d'aujourd'hui, dans la 1^{re} édition ; il y en a 6 dans la seconde : une carte de l'Helvétie du point de vue religieux à la fin de l'Empire romain ; une autre du début du 8^e siècle. Une 3^e, plus chargée, représente l'*Helvetia sacra* un peu avant la Réforme, avec indication des diocèses, des églises collégiales et des couvents ayant adopté la règle de saint Benoît et, quelques pages plus loin, celle des maisons religieuses qui suivaient la règle dite de saint Augustin, ainsi que les couvents des Dominicains et des Franciscains

(hommes et femmes) et des ordres militaires ; puis vient la carte des évêchés et des monastères vers 1770, et enfin celle de la Suisse catholique actuelle. Ces cartes ne sont pas irréprochables comme présentation ; et l'on peut y signaler des lacunes et aussi quelques erreurs : ainsi on englobe dans le diocèse de Sion (p. 144) Rougemont et le Pays-d'Enhaut, qui ont toujours fait partie du diocèse de Lausanne, lequel comprenait également Saint-Imier (que l'auteur attribue à tort au diocèse de Bâle) et se terminait en pointe, sur la rive gauche de l'Aar, bien au delà de Soleure. En dessinant ces cartes, le P. Schwegler a néanmoins fait un louable effort : avec celles de la *Kirchengeschichte* de M. le professeur Villiger, elles constituent le début d'un atlas de la Suisse ecclésiastique. L'auteur a, en outre, inséré, à la p. 88, une généalogie ingénieusement comprise des couvents cisterciens et, p. 236-37, une table des principales églises baroques de la Suisse, avec date de leur construction, nom de l'architecte ainsi que des principaux peintres et sculpteurs qui y ont travaillé.

Enfin, le P. Schwegler a renrichi son volume de copieux appendices en partie nouveaux. Il n'y avait guère qu'une page de bibliographie dans l'ouvrage de 1935 : il y en a 20 dans la réédition de 1945. Il a groupé les volumes qu'il énumère par périodes, par matière et quelquefois encore par régions. On sait combien il est difficile de faire entrer certains travaux dans des cadres aussi précis, et l'on peut se demander si la méthode adoptée l'emporte vraiment sur l'ordre simplement alphabétique. Pour ne citer qu'un exemple, le *Dictionnaire des Paroisses du canton de Fribourg* du P. Apollinaire Dellion figure sous la rubrique des prodromes de la Révolution française ! Ce n'est certes pas là qu'on s'attendait à trouver les 12 volumes que le P. Dellion a consacrés aux paroisses catholiques fribourgeoises, qu'il étudie depuis leur plus lointaine origine jusqu'à la fin du XIX^e siècle. L'auteur a voulu venir en aide aux chercheurs qui auraient besoin de se documenter sur un thème spécial ou sur une période délimitée de notre histoire religieuse suisse. Une bibliographie se proposant un but aussi vaste présentera nécessairement de nombreuses lacunes : ainsi sur le cardinal Mermillod, on ne signale que la plaquette de M. Büchi parue à Einsiedeln en 1925 ; pour la Réforme, en fait de travaux en langue française, il manque des ouvrages aussi importants que les *Actes de la Dispute de Lausanne* de M. Piaget, les *Mémoires* de Pierrefleur (édition Junod), les *Origines de la Réforme à Genève* de M. Henri Næf, le volume que M. A. Bouvier a consacré à Bullinger, sans parler d'autres études, plus spéciales et moins volumineuses, qu'un manuel, encore une fois, est bien excusable de ne pas signaler. On ne s'attendra pas davantage à y trouver énumérées les Histoires générales de l'Eglise, qui, d'ordinaire — et sans qu'il y ait lieu de nous en offusquer — ne s'occupent que fort peu de la Suisse (sans excepter la grande *Histoire de l'Eglise depuis les origines jusqu'à nos jours*, dont le P. Schwegler signale les 6 premiers volumes parus, mais en s'imaginant que tous sont dus à la plume du P. Lebreton et de M. Zeiller, qui n'ont, en réalité, rédigé que les tomes 1 et 2). Ici encore, le mieux nous semble avoir été l'ennemi du bien. L'auteur nous a donné à la fois trop et trop peu en s'appliquant à dresser ces 20 pages serrées d'indications bibliographiques qui ne four-

niront pas, semble-t-il, aux historiens tous les services qu'il se proposait de leur rendre.

Puis vient la liste — celle-là fort précieuse et déjà donnée dans la 1^{re} édition — des nonces envoyés en Suisse et des évêques de nos diocèses depuis les origines. L'auteur y ajoute celle des églises collégiales ainsi que de tous les couvents, avec date de leur fondation, de leur transformation et éventuellement de leur suppression et le renvoi à la page du volume où il en est question. Arrive ensuite une table des maisons catholiques d'éducation, les hôpitaux, les cliniques, les sanatoria, les crèches, les asiles pour enfants arriérés ou difficiles ainsi que pour les filles-mères, avec date de leur fondation, nombre de lits, etc. On peut s'étonner tout d'abord de trouver dans un manuel d'histoire ces renseignements qui font l'impression d'une réclame de prospectus ; en réalité, ils ont fourni à l'auteur l'occasion de signaler, en énumérant les nombreuses maisons confiées à leurs soins, certaines congrégations récentes de religieuses : Filles de la Charité, Sœurs Théodosiennes, Sœurs de Sainte-Anne, de Cham, d'Ilanz, etc., dont il lui était impossible, faute de place, de faire mention dans ses cartes ; encore a-t-il dû laisser de côté les hospices pour vieillards, les orphelinats, les écoles, les homes, les maisons de repos, etc.

Enfin, comme dans la 1^{re} édition, le volume se termine par un copieux index des noms de personne et de lieu ainsi que des matières traitées dans l'ouvrage. Cet index est indispensable et heureusement fort bien fait. Présenter une histoire de l'Eglise catholique en Suisse, c'est faire la synthèse de l'histoire religieuse de nos divers cantons ; or celle-ci, fort compliquée quant à l'histoire profane, ne l'est pas moins du point de vue ecclésiastique. Au surplus, l'ordre adopté pour répartir des matières aussi diverses est nécessairement difficile à choisir et l'on ne trouvera pas deux auteurs à accepter le même plan. C'est dire combien l'auteur a eu raison de vouer tous ses soins à cet index, qui était l'une des conditions essentielles pour assurer à son manuel la portée pratique qu'il voulait lui donner.

Nous avons signalé ici principalement en quoi la 2^e édition diffère de la première et énoncé quelques remarques, sur lesquelles on pourra d'ailleurs être d'un avis différent. Nous tenons du moins à redire en terminant ce qui a déjà été souligné ici même il y a dix ans et à féliciter l'auteur de l'énorme travail qu'il a fourni. On sera étonné de constater tout ce que renferme son livre. On y rencontre des appréciations fort judicieuses. L'esprit en est excellent : c'est le point de vue nettement catholique naturellement, mais sans fausse apologétique. Le P. Schwegler tient avant tout à dire la vérité et à l'exprimer clairement. Il n'hésite pas à souligner les points faibles, que ce soient les défaillances du clergé à certaines époques, les pratiques superstitieuses, les naïvetés auxquelles a donné naissance le culte des reliques, la propagande en faveur des indulgences qui a bien eu, une fois ou l'autre, l'allure d'un trafic, les cruelles et invraisemblables mesures prises vers la fin du XV^e siècle pour faire disparaître les mendiants (p. 157-159).

L'auteur avait assumé une lourde tâche en publiant, en 1935, son Histoire de l'Eglise catholique en Suisse. Il n'a cessé, au cours de ces dix

années, de poursuivre, dans les sens les plus divers, l'étude de son sujet, corrigeant les inexactitudes qui s'y étaient glissées¹, complétant son exposé pour le mettre à la page quant aux derniers événements, le développant surtout sur nombre de points et s'efforçant, conformément à un désir qui avait été exprimé de divers côtés, de faire dans son ouvrage une part plus grande à l'histoire interne, dans la mesure où les documents permettent de la découvrir.

C'est au monastère d'Einsiedeln que se prépare actuellement la réédition de l'*Helvetia Sacra*. Les patientes recherches du P. Schwegler, venant se joindre à celles de ses confrères, font bien augurer de cette refonte, à laquelle, sur nombre de points, cette Histoire de l'Eglise catholique en Suisse aura servi de prélude.

L. Wæber.

Hubert Jedin : Katholische Reformation oder Gegenreformation ? Ein Versuch zur Klärung der Begriffe nebst einer Jubiläumsbetrachtung über das Trienter Konzil. Verlag Josef Stocker. Luzern 1946. 66 Seiten. Fr. 3.40.

Die wissenschaftliche Forschung des Reformationszeitalters, ihre Ergebnisse und ihre Entwicklung, hat in der Terminologie ihren Ausdruck gefunden. Sprachen die älteren Historiker nur von Gegenreformation, so prägte später der Protestant W. Maurenbrecher den Begriff « Katholische Reformation », den L. von Pastor trotz Widerspruch durchsetzte. Beide Begriffe sind notwendig, um das große geschichtliche Phänomen des 16. Jahrhunderts umfassend auszudrücken. Der falschen Reformation gingen bereits im 15. Jahrhundert katholische Reformbestrebungen voraus, die aus dem Wesen der Kirche, ihrer eigenen Lebenskraft hervorgingen. Unter dem äußeren Einfluß der Glaubensspaltung erstarkt, erfaßten sie dann das Papsttum, fanden im Konzil von Trient ihre gesetzliche Fassung und Verankerung, setzten sich, unter den Namen « Gegenreformation » zusammengefaßt, dem Protestantismus erfolgreich entgegen. Der Begriff « Katholische Reformation » enthält jenen der Kontinuität, der Begriff « Gegenreformation »

¹ Voici quelques petites erreurs, pour ce qui concerne la Suisse romande et plus spécialement le diocèse de Lausanne : Guido de Marlanie (p. 111) ou von Merlen (p. 369) sont deux déformations du nom d'un évêque de Lausanne qui s'appelait en réalité Gui de Maligny. Il en faut dire autant de Strambini (p. 222) ; ce Piémontais était un Frère Mineur, originaire de Strambino, à l'entrée de la vallée d'Aoste, un peu avant Ivrea, ce qui fait qu'on l'appelle ou Strambino ou de Strambin, mais pas Strambini. P. 131 : c'est dès le début du Chapitre de Saint-Nicolas à Fribourg que fut reconnu au Conseil le droit de nommer les chanoines ; quant au curé, c'est depuis la fondation de la ville qu'il fut élu par les bourgeois, sans doute plus d'une fois sur présentation du gouvernement. P. 179. Il semble douteux que, dans les documents de l'époque du moins, le nom de Conrad Treyer, du couvent des Augustins à Fribourg, se rencontre sous la forme *Träger* : les textes allemands écrivent *Treyer* ou *Träyer*, et ceux qui latinisent son nom : *Trogarius* ou *Tregarius*. P. 250. Joseph Schaller, ancien Jésuite, a été, pendant quelques années, chanoine de Saint-Nicolas et vicaire général du diocèse, mais jamais prévôt du Chapitre.

das Element der Reaktion. « Die katholische Reform ist die Selbstbesinnung der Kirche auf das katholische Lebensideal durch innere Erneuerung ; die Gegenreformation ist die Selbstbehauptung der Kirche im Kampf gegen den Protestantismus. » Der Begründung dieser Begriffsbestimmung dient eine tiefsinnige, meisterhaft durchgeführte Synthese der kirchengeschichtlichen Entwicklung vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Mit der Selbstreform der Glieder im Laufe des 15. Jahrhunderts beginnt die katholische Reformation. Die Erfassung des Papsttums (Marcellus II., Paulus IV.) — das entscheidende Moment der Entwicklung — bedeutet die zweite Stufe, die Reformdekrete des Konzils von Trient die dritte, ihre Durchführung die vierte Stufe. Weniger geeignet scheinen dem Verfasser die Begriffe « Katholische Restauration », es sei denn man verstehe darunter die Rekatholisierung verlorener Gebiete ; noch weniger die Begriffe « Vorreformation », « Renaissance », « Barock » (kulturgeschichtliche Betrachtungsweise angenommen). Für die Periodisierung der Kirchengeschichte ist der Wert der beiden Begriffe « Katholische Reformation » und « Gegenreformation » begrenzt. Das 15., 16. und 17. Jahrhundert sind eine Zeit des Überganges, deren Kennzeichen der Begriff « Reform » ist. Erst mit dem 18. Jahrhundert tritt ein wesentlicher Einschnitt ein : Die moderne, nicht mehr an der kirchlichen Autorität orientierte Kultur. Die Untersuchung schließt mit einer Jubiläumsbetrachtung über das Tridentiner Konzil, im wesentlichen ein Vortrag, der am 9. Dezember 1945 in Rom gehalten worden ist.

H. Jedin befaßt sich seit 20 Jahren mit dem Tridentinum. Er ist einer seiner besten Kenner. Mit einer seltenen Beherrschung der Quellen und der Literatur bietet er uns — freilich unter einem etwas trockenen Titel — eine kurzgefaßte Gesamtschau, die jedermann mit Gewinn und Genuß liest. Wir dürfen kaum fehl gehen, wenn wir in ihr den ersten Entwurf einer umfassenderen, reifen Darstellung vermuten. Wir erwarten sie mit Spannung.

Unter den Aussetzungen unbedeutender Art wäre etwa die Einreihung der Teresia von Avila unter die Vertreter der katholischen Reform (im Gegensatz zu den Vertretern der Gegenreformation) zu erwähnen. Tatsächlich nennt die Heilige selbst in ihrer Biographie, Kapitel 32, eingehender zu Beginn des *Camino de perfeccion*, Kapitel 1 und 3, als Beweggrund wenigstens der Reformation des Karmeliterordens die Bekämpfung des Protestantismus. Mit der geistigen Waffe eines vollkommeneren Gebetes sollten die Nonnen ihrer Klöster die Streiter Gottes (Prediger, Theologen) im Kampfe gegen die Lutheraner unterstützen. Nicht vom weltlichen, sondern vom geistlichen Arm komme die Hilfe. Freilich sind die Wirkungen solcher Kampfmittel nicht durch eine natürliche, empirische Forschung zu erschließen, aber an der Wirksamkeit derselben zweifelt eine auf christlich übernatürlicher Weltanschauung beruhende kirchengeschichtliche Betrachtung nicht.

Liegt vielleicht in solchen Erwägungen wenigstens die teilweise Erklärung des Wunders des Konzils von Trient, von dem der Verfasser, die Schranken der geschichtlichen Empirie übersteigend, am Schluß spricht ?

O. Perler.

Histoire illustrée de l'Église. Fasc. VI. *L'Église éducatrice des nations barbares* (V^e-VII^e siècles). Fasc. VII. *L'œuvre féconde des Ordres monastiques* (VII^e-XII^e siècles), par G. de Plinval. Genève, Editions de l'Echo Illustré, pp. 239-316.

Deux nouveaux fascicules ont paru de l'Histoire illustrée de l'Église, dus tous deux encore à la plume de M. le professeur de Plinval.

Le 6^e (38 pages) est consacré aux invasions des Barbares. L'auteur caractérise d'abord nettement ces peuplades germaniques, en soulignant leurs différences spécifiques. Il dépeint avec finesse la psychologie des vaincus et répond d'une manière fort nuancée à la double question : « Ce que les Romains pensaient des Barbares » et « Ce que les Barbares pensaient des Romains ». Une carte (p. 246) illustre l'irruption et les conquêtes des deux principales de ces hordes germaniques : les Vandales et les Goths. S'il n'est pas prouvé que les premiers aient systématiquement détruit tous les monuments anciens qu'ils rencontraient sur leur passage, il est du moins incontestable qu'ils étaient paresseux, cupides, dépourvus de tout sentiment d'équité et que la préoccupation d'organiser les pays qu'ils avaient envahis leur était absolument étrangère, de telle sorte qu'ils eurent vite fait d'en tarir les ressources, et qu'ils y étaient franchement détestés.

Tout autres étaient les Goths, notamment Alaric II d'Aquitaine et surtout Théodoric à Ravenne. Eux n'étaient pas à proprement parler des intrus : soldats engagés au service de l'Empire, ils appréciaient la civilisation romaine. L'ancienne population put, sous leur domination, conserver ses lois, sa foi et même, dans une certaine mesure, sa liberté. Les évêques étaient écoutés. Des Romains d'origine sénatoriale, comme Libère et Boèce, avaient la possibilité de se faire entendre dans les conseils du roi et d'y exercer une influence modératrice. Cette politique conciliante échoua néanmoins, et Théodoric, aigri, se laissa aller à des mesures de répression cruelles, dont Boèce, son collaborateur, fut la victime la plus illustre.

Il n'en restait pas moins qu'un essai de rapprochement avait été tenté. M. de Plinval rappelle le rôle éminent des évêques en ces temps difficiles : pas toujours personnellement irréprochables, mais défenseurs intrépides des principes de la doctrine et de la morale chrétienne, ils tenaient les Barbares en respect ; agissant d'abord comme protecteurs de leurs ouailles, ils s'efforçaient, d'autre part, d'obtenir ce qui était la condition indispensable pour que fût réelle et durable l'entente entre l'ancienne population et les envahisseurs : la conversion de ces derniers à la foi catholique. L'auteur parle en premier lieu de celle des Francs, dont il souligne les conséquences historiques. Il prend ensuite une à une les diverses Églises qui sont issues de cette conquête chrétienne : celles de Gaule, d'Espagne, d'Irlande, de Grande-Bretagne et présente enfin les saints — les saintes surtout — qui les ont illustrées.

P. 258, M. de Plinval laisse sans réponse la question de savoir si saint Séverin était évêque ou non. Il semble bien qu'il faille répondre par la négative : Séverin a refusé l'épiscopat, mais on peut, par contre, se demander s'il était moine ou laïque. Il aurait fallu mentionner à son sujet le volume

que M. André Baudrillard lui a consacré dans « Les Saints », comme il aurait convenu de signaler, dans la même collection, le Saint Césaire de l'abbé Chaillan et surtout le Saint Sidoine Apollinaire de Paul Allard ; Sidoine d'ailleurs, personnage si caractéristique de l'époque de transition qui fait l'objet de ce fascicule, aurait mérité qu'on s'y arrêtât un peu plus longuement. Le baptême de Clovis est placé à Noël 496 (« la date traditionnelle de 496 n'est plus admise aujourd'hui », est-il dit p. 262, note 1) et l'auteur, se basant sur Grégoire de Tours, fait plusieurs réserves au sujet de la foi de l'époux de sainte Clotilde (p. 261, n. 2, et 265).

Le 7^e fascicule (40 pages) s'occupe principalement du monachisme, depuis ses origines jusqu'au XII^e siècle : les moines d'Égypte tout d'abord, « l'âge héroïque, sorte de « maquis » où les confesseurs... se livraient entre eux à une sorte d'émulation sacrée, toujours disposés à inventer des mortifications singulières, à battre des records d'endurance ou de jeûne » (p. 278). L'auteur distingue, en une ligne, les deux systèmes qui fleurissaient dans la plaine du Nil : d'une part les moines « cantonnés dans une existence solitaire rigoureuse (les ermites), et, de l'autre, ceux qui étaient réunis par groupes (cénobites) » ; en réalité, ce qu'il dit s'applique surtout aux premiers et l'on est surpris de ne trouver le nom de Pacôme qu'à la page suivante, comme par hasard, sans commentaire et sans renvoi à l'ouvrage capital de Mgr Ladeuze sur *le Cénobitisme pachomien*. M. de Plinval s'arrête plus longuement à « l'aurore du monachisme occidental », à Cassien, au monastère de Lérins, puis à l'action des moines irlandais et à celle de saint Colomban en particulier. Après quelques pages consacrées à l'expansion de la foi chrétienne en Belgique, dans les Pays-Bas, en Germanie — ce qui le conduit à parler de l'activité de saint Boniface — ainsi qu'à la conversion forcée de la Saxe (procédé qui explique peut-être, écrit M. de Plinval, des coups de tête ultérieurs), il nous entretient de la Renaissance carolingienne. Puis, il revient au monachisme ; il parle assez longuement, ainsi qu'il convenait, de saint Benoît, de sa règle et de son influence, de l'évolution ultérieure du monachisme avec Benoît d'Aniane, de l'expansion clunisienne et du mouvement cistercien, des ordres qui apparaissent au XII^e siècle. Il revient à la conquête missionnaire en nous entretenant de l'introduction du christianisme chez les Slaves, les Scandinaves et les Hongrois, et il termine par des considérations générales sur l'influence économique, sociale, littéraire des abbayes du moyen âge, de ces moines qui « livraient chaque année la bataille du blé » et dont les serfs travaillaient dans des conditions que des millions d'êtres humains et de fugitifs se débattant dans l'immense détresse d'aujourd'hui pourraient envier (p. 306). Le fascicule s'achève par un chant de reconnaissance à l'adresse des moines et de la bienfaitrice activité qu'ils ont déployée au point de vue artistique, dans le domaine de la liturgie, de l'architecture, du chant sacré ; M. de Plinval dit tout le bien accompli, au sein d'un clergé trop souvent concubinaire et cupide, par des religieux élevés à l'épiscopat et il termine par une longue citation de Dom Berlière pour exalter celui « en qui paraît le mieux se réaliser pour ces âges la splendeur visible ou invisible de l'idéal chrétien : saint Bernard ».

Inévitablement, dans une Histoire de l'Église qui ne comprendra que

deux volumes, certains sujets sont laissés de côté ou à peine effleurés. On ne reprochera pas à M. de Plinval de n'avoir signalé que d'un mot, en note (p. 293), la crise de l'adoptionisme, la doctrine de la procession du Saint-Esprit et l'affaire de Gotteschalck. Par contre, nous aurions souhaité quelque chose de plus sur les Camaldules, sur les Chartreux surtout et sur les Prémontrés (p. 300) ou encore sur saint Anselme, sur Gerbert et sur Suger, qui à eux trois ne font, du moins pour l'instant, que l'objet de 2 lignes (p. 314).

La carte (p. 288) de l'Europe monastique, du VII^e au XI^e siècle, ne mentionne de loin pas tous les couvents puisque, pour la Suisse, par exemple, on ne signale que St-Gall, mais par contre ni Agaune, ni Romainmôtier, ni Disentis, ni Engelberg, ni Payerne (monastères dont il n'est pas non plus fait mention dans le texte) et naturellement pas non plus d'autres maisons religieuses moins importantes et dont l'absence n'a pas de quoi surprendre : on ne peut pas tout mettre dans une carte d'une page qui comprend l'Europe presque entière ; mais on aurait pu supprimer les noms des capitales politiques de cette époque ainsi que les sièges épiscopaux (liste au surplus également incomplète, puisqu'on n'y trouve, pour la Suisse, que Bâle et Lausanne) et l'on aurait eu ainsi la possibilité d'y introduire quelques couvents de plus.

Du point de vue des lecteurs auxquels est destinée cette publication, au lieu de citer, p. 279, n. 1, pour l'*Histoire Lausique* de Pallade l'édition des *Texts and Studies*, on aurait mieux fait de renvoyer à celle de M. Lucot, dans la collection Hemmer-Lejay, qui reproduit, avec les retouches ultérieures qu'y a apportées l'auteur lui-même, le texte grec de l'édition de Dom Butler, mais avec, en plus, une traduction française et des notes. Ne renvoyer (p. 294, n. 3), à propos de la controverse récente sur les rapports entre la règle de saint Benoît et la « Règle du Maître », qu'au seul Dom Genestout, qui attribue la priorité à cette dernière, c'est paraître adopter son point de vue et par conséquent donner tort aux partisans de la thèse opposée et traditionnelle, défendue par d'autres Bénédictins : Dom Perez (celui dont l'étude a donné naissance à cette polémique), D. Lambot, D. Capelle, etc. ; il aurait fallu tout au moins mentionner les deux opinions.

Poursuivant le système adopté déjà dans les numéros précédents, celui qui convenait d'autant mieux à un ouvrage paraissant par fascicules, M. de Plinval consacre chaque cahier à une question principale, nettement énoncée dans le titre. Le N^o 7, quitte à commencer par revenir en arrière pour descendre ensuite jusqu'aux abords du XIII^e siècle, est réservé au monachisme, ce qui permet d'en réunir en une synthèse toute l'évolution durant un millier d'années (il n'aurait pas été inutile de rappeler que, dans le N^o 5, il avait déjà été question de saint Basile comme législateur de la vie monastique en Orient, dans la dernière phase qu'elle y a revêtue). Il n'a interrompu son exposé que pour nous entretenir des progrès de l'évangélisation chrétienne dans certaines parties de l'Europe demeurées jusque-là païennes. Dans le fascicule 6, réservé aux Barbares, l'auteur n'a pas même eu besoin d'introduire des coupures, et c'est dire que l'impression laissée par ce cahier — le meilleur peut-être que M. de Plinval nous ait donné jusqu'ici — sera, dans l'esprit des lecteurs, d'autant plus forte et aussi d'autant plus bienfaisante, que l'auteur a su habilement mettre en relief l'intervention de

l'Eglise opérant la conquête spirituelle de ces peuples nouveaux et sortant rajeunie de bouleversements où quelques-uns redoutaient de la voir sombrer.

L'illustration continue à être digne de tous les éloges. Nous avons, au sujet du fascicule 5, émis le regret qu'elle ne s'en tint pas exclusivement à la reproduction de monuments de l'époque, fussent-ils aujourd'hui réduits, ou presque, à l'état de ruines. Il n'y a plus lieu de formuler semblable reproche — si c'en est un — pour les deux cahiers suivants, qui mettent successivement sous nos yeux des sculptures ou des constructions de la fin de l'époque romaine et surtout des spécimens de l'art barbare : bâtiments élevés par les Goths, à Ravenne ou ailleurs, armes, plaques de ceinturons, etc., puis, dans le fascicule 7, l'état actuel de monastères célèbres : Subiaco, le cloître de Luxeuil, l'abbaye du Mont-Cassin, ou encore l'octogone, soit la partie carolingienne (sous le titre discutable de « moutier » de Charlemagne) du dôme d'Aix-la-Chapelle — photographies d'autant plus précieuses qu'elles nous rappellent des édifices aujourd'hui, hélas ! en partie disparus — puis des monuments caractéristiques du XII^e siècle : églises, clochers, portails, autels, sculptures de l'art roman à ses débuts. On n'a fait, cette fois-ci, que deux exceptions, en reproduisant, d'une part, la fresque de Raphaël au Vatican représentant la rencontre de saint Léon et d'Attila, et, dans le fascicule 7, l'apparition de la Vierge à saint Bernard de Filippo Lippi dans la Badia de Florence. Dès maintenant, cependant, les éditeurs n'auront que l'embarras du choix pour nous offrir des clichés de monuments du moyen âge parvenus jusqu'à nous dans leur état primitif : L'Histoire illustrée de l'Eglise aura plus que jamais l'occasion de faire honneur à ce qui constitue l'une des caractéristiques de la publication lancée par l'*Echo illustré* : le souci de mettre sous les yeux des lecteurs des photographies impeccables, qui rehaussent encore la portée du texte qu'elles ont mission de mettre en valeur.

L. Wæber.

Ernst Meyer : Die Schweiz im Altertum. Sammlung DALP, Band 20, Francke, Bern 1946. 127 SS. mit 7 Plänen im Text und 9 Abbildungen auf 5 Tafeln. Leinwand Fr. 4.80.

La collection DALP, éditée par la maison Francke à Berne, se propose de donner, sur les sujets les plus divers, des exposés concis confiés à des spécialistes. Dans ce volume 20, M. Ernest Meyer, professeur à l'Université de Zurich (qui a déjà, en collaboration avec M. Ernest Howald, publié, en 1940, *Die römische Schweiz*), résume ce que l'on sait de la période historique la plus ancienne de la Suisse. Elle était alors habitée, d'une part, par les Celtes, avec leurs diverses branches (dont l'une, celle des Helvètes, qui n'occupait qu'un tiers de la Suisse d'aujourd'hui — la partie la plus peuplée il est vrai — lui a fait attribuer, à la Renaissance, la dénomination assez artificielle d'Helvétie), et, de l'autre, par les Rhètes, qui n'étaient pas des Etrusques, comme on l'admettait jusqu'ici, mais des Illyriens ou plus exactement des Vénètes.

Survint la conquête romaine, dont il ne faudrait pas s'imaginer, souligne M. Meyer, qu'elle fut une sorte d'occupation du pays par une popu-

lation étrangère qui l'aurait emporté notablement en nombre sur celle qui s'y trouvait précédemment : l'apport nouveau et stable — fonctionnaires, soldats et marchands donc mis à part — fut extrêmement faible, et il n'y eut de changé que ceci : l'acceptation, sur une échelle plus ou moins grande, de la civilisation romaine par l'ancienne population. On ne peut prouver pour aucune des inscriptions anciennes trouvées en Suisse qu'elle provienne sûrement d'authentiques Romains établis chez nous. Il n'y eut, comme tels, que les colons introduits à Nyon et à Augst, les vétérans amenés à Avenches ou installés à Vindonissa ; encore, bien qu'ils fussent citoyens romains, étaient-ils souvent, eux aussi, des Celtes d'origine, puisque c'était dans la Gaule du sud et dans l'Italie du nord que César avait recruté ses légionnaires.

Puis ce fut, en diverses étapes, l'invasion germanique, qui s'achève vers le milieu du V^e siècle : plus radicale dans la partie du territoire envahie par les Alémanes — où disparurent la population et la culture celtes — portion qui ne se remit jamais entièrement de l'invasion subie ; moins dévastatrice par contre à l'ouest, de la part des Burgondes, barbares plus doux, plus isolés aussi de leurs congénères, et qui s'assimilèrent la langue et la civilisation des anciens habitants, civilisation d'ailleurs beaucoup plus avancée qu'elle ne l'était dans le nord et dans l'est du pays.

Aux villes romaines, spacieuses et aérées, succèdent des bourgs fortifiés, serrés et sans luxe : c'est le moyen âge qui commence, auquel avaient déjà, sur plusieurs points, présumé les mesures prises par Dioclétien et Constantin, après la période de crise qui, depuis 235, avait entraîné, sur le plan politique, social, économique, culturel et religieux, la disparition de l'antiquité classique proprement dite.

Avec la même maîtrise dont il a fait preuve pour relater l'évolution politique, redressant certaines erreurs communes et soulignant ce qu'on est parfois tenté d'oublier, l'auteur aborde ensuite l'organisation intérieure du pays : la perception des impôts, les douanes, l'administration, le service militaire, la religion : prêtres et prêtresses des divers cultes et notamment celui de l'Empereur régnant.

Passant à la description des principaux centres, M. Meyer consacre un certain nombre de pages au siège d'une légion romaine qu'était Vindonissa : le camp et la cité voisine, formant un ensemble de 10 000 habitants environ ; puis il s'arrête à Augst, Nyon et Lausanne (*Noviodunum*, *Lousonna* sont l'ancienne forme, celte, que la dénomination inventée par les Romains n'a pas réussi à supplanter), Avenches (*Aventicum* vient du nom d'une déesse, celte également), qui atteignit le chiffre de 120 000 habitants, Martigny, Genève, port qui existait déjà longtemps avant l'époque romaine.

L'auteur dit ensuite un mot des villages (*Straßendörfer*), c'est-à-dire des maisons, assez peu nombreuses, alignées le long d'une route, spécialement à un croisement ou à un relais d'une certaine importance. Il nous entretient de ce qu'il appelle les *Tempelbezirke*, agglomérations, dans un enclos, de divers petits temples consacrés à plusieurs divinités. On les plaçait volontiers sur une élévation de terrain, comme c'est le cas au Jensberg, près de Bienne (9 temples et chapelles), à Allmendingen, près de Thoue,

avec 6 temples, ou encore à Castello di Tegna, au-dessus de Locarno, vestiges mis à jour ces dernières années et sur lesquels la lumière n'est pas encore entièrement faite. Il dit en outre un mot des sanctuaires érigés au sommet d'un col, et notamment du plus célèbre d'entre eux, le Mons Iovis ou Grand-Saint-Bernard.

Plus importantes, étant donné le très petit nombre des villes proprement dites — il n'y en avait guère que 3 : Augst, Nyon et Avenches — étaient les *villae*, c'est-à-dire les propriétés rurales, en général très étendues, avec les quelques bâtiments qui en formaient le centre. L'auteur caractérise le genre de vie qu'y menait le maître et l'activité que déployaient autour de lui les artisans, les fermiers et les esclaves.

Il parle ensuite des routes romaines : elles sont demeurées célèbres à juste titre : il faudra attendre le XVIII^e siècle pour en trouver qui puissent rivaliser avec elles, et ce n'est qu'au XX^e qu'on en construira de plus parfaites (quant aux routes « romaines » dont on voit encore des vestiges dans certaines parties de nos régions alpestres, elles datent presque toutes du moyen âge). M. Meyer dit encore un mot des ponts ainsi que des moyens de navigation sur nos lacs et sur nos rivières, où ils étaient beaucoup plus utilisés que de nos jours.

La dernière partie de l'ouvrage est consacrée à la culture dans notre pays à l'époque romaine. Elle s'appuyait, comme en Gaule, sur une base celtique et de ce mélange est née la civilisation gallo-romaine. C'est par cette fusion que s'explique, quant à la langue, la diversité du français par rapport à l'italien. M. Meyer, en quelques pages fort intéressantes, explique en particulier la formation des noms propres, opérée chez nous en imitation de celle qui était en usage chez les Romains, mais de nouveau avec des particularités celtiques.

Quelques pages sont réservées enfin à la vie de l'esprit : à la religion — y compris naturellement les premières manifestations de la foi chrétienne — à l'art sous ses formes diverses : la mosaïque, la poterie, l'industrie du métal, l'architecture, ce qui conduit l'auteur à dire un mot des installations balnéaires, si importantes chez les Romains de toutes les conditions.

Le livre de M. Meyer est très suggestif. On a, en le fermant, l'impression d'avoir, grâce à ses descriptions, non seulement appris à mieux connaître, mais d'avoir, en sa compagnie, vécu en quelque sorte cette période reculée de notre histoire dont il a su dégager si habilement tous les aspects, illustrant au surplus son exposé d'un certain nombre de plans et de photographies. Alors que les passages des historiens anciens consacrés à la Suisse se bornent, on le sait, à si peu de chose, on ne peut qu'admirer l'art avec lequel l'auteur, réunissant les données de l'archéologie, de la numismatique et de la philologie, a réussi à évoquer, avec autant de précision que de sûreté, le tableau de ce qu'était la Suisse à l'époque romaine. Son livre est celui d'un maître, qui possède à fond son sujet. On ne peut que vivement le recommander.

L. Wæber.

Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau. Dokumente, herausgegeben von **Dr. Emil Marry**, unter Mitwirkung von **Josef Schafer** und **Anton Rohrbasser**. Verlag der Paulusdruckerei Freiburg in der Schweiz. 1945. 995 Seiten in 8°. Fr. 19.50.

Es war ein glücklicher Gedanke, die wichtigsten Äußerungen der letzten Päpste (von Gregor XVI. bis Pius XII.) zur Gesellschaftslehre in eine Synthese zu stellen und dabei doch unverkürzt in deutscher Übersetzung wiederzugeben. Auf diese Weise entsteht vor uns eine vollständige und lebendige, aus den brennenden Fragen eines stürmischen Jahrhunderts erwachsene, vom Bewußtsein einer übermenschlichen Autorität getragene Soziallehre, die sich in sechs Kapiteln aufbaut : Die ewigen Grundlagen der Gesellschaft und der moderne Mensch (Kap. I). Die häusliche Gesellschaft (Kap. II). Die wirtschaftliche Gemeinschaft (Kap. III). Die völkische Staatsgemeinschaft (Kap. IV). Die internationale Staatengemeinschaft (Kap. V). Die religiöse Gemeinschaft (Kap. VI). Die Untertitel sind ebenfalls synthetisch, wenn immer möglich auch chronologisch geordnet und heben gleich Schlagzeilen den tragenden Gedanken der päpstlichen Dokumente hervor. Diesen selbst wird jeweils eine kleine Inhaltsangabe vorausgeschickt, die das Verständnis erleichtern und ein rasches Arbeiten ermöglichen. Da nur eine Auswahl der bedeutsamsten Kundgebungen geboten werden konnte, werden in einem Anhang weitere päpstliche Rundschreiben, Briefe und Ansprachen nach der gleichen Einteilung zu einer kurzen Bibliographie zusammengestellt. Ein ausführliches, analytisches Sachregister will nochmals den Gebrauch der Sammlung bequemer und angenehmer gestalten.

Unter den vielen Büchern, die heute auf den Markt geworfen werden, ist das vorliegende eines der nützlichsten. Nicht bloß seiner Zweckbestimmung und seinem Inhalte nach richtet es sich an einen weiten Leserkreis ; auch wegen seiner wissenschaftlich gediegenen und praktisch geschickten Anordnung, wegen der typographisch einwandfreien und buchtechnisch mustergültigen Aufmachung verdient es eine Empfehlung, die nichts mit marktschreierischem Angebot gemein haben möchte, wohl aber aus dem Bewußtsein kommt, der Verbreitung der Wahrheit und dem Bedürfnis der Zeit im besten Sinne zu dienen. Der Historiker liest diese Dokumente, die ein Jahrhundert umfassen, mit eigentlicher Spannung. Die übernatürliche Logik der Ereignisse spricht aus ihnen mit nicht überhörbarer Deutlichkeit. In geradezu erschreckender Klarheit offenbart sich der tiefere Sinn der neuesten Geschichte. Die Stimme der Päpste klingt uns heute am grauenhaften Endpunkt einer Entwicklung wie die Stimme hellsehender, geistbegabter Propheten. Da sie befugt und gewillt ist, das Chaos, in das wir geraten sind, heute noch schöpferisch neu zu ordnen, ist diese Dokumentensammlung von höchster Aktualität. In Wahrheit ein Buch für die Praxis ! Es gehört in die Hand des Sozialpolitikers, des Seelsorgers, des Vereinsleiters. Der Wissenschaftler wird immer wieder gezwungen sein, nach dem Urtext zurückzugreifen. Diesen vermag auch die beste Übersetzung nicht restlos wiederzugeben, ganz abgesehen davon, daß der auf jahrhundertalter Überlieferung beruhende päpstliche Stil nur in der lateinischen Sprache verstanden und genossen werden kann.

Die Bearbeiter bemerken richtig (S. 941), die päpstlichen Kundgebungen müßten in ihren geschichtlichen Rahmen hineingestellt werden, um genau erfaßt und gewürdigt zu werden. Wenn mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes auf geschichtliche Einleitungen oder Hinweise verzichtet wurde, so bedauern wir das. Um beispielsweise nur das erste Rundschreiben zu erwähnen, wieviele Leser werden wissen, auf was für zeitgenössische Ereignisse Gregor XVI. allenthalben anspielt? Kurze Hinweise, auch nur in die Anmerkungen gestellt, hätten hier gute Dienste geleistet wie es der Herausgeber selbst z. B. S. 740 in betreff einer Ansprache Pius XII. für notwendig gefunden hat. Wir hätten überhaupt den Apparat reichhaltiger und etwas genauer gewünscht. Im Vorwort wird versichert, die Belege für Zitate aus der Heiligen Schrift, den Vätern oder aus sonstiger Literatur seien nach den besten kritischen Ausgaben überprüft, berichtigt oder ergänzt worden. Für die meisten Leser mögen die unternommenen Nachforschungen hinreichen. Eine Textausgabe und Kommentierung, die den üblichen wissenschaftlichen Forderungen gerecht wird, haben wir noch nicht vor uns. Die zitierten Väterausgaben sind wohl meist die gebräuchlichsten, aber nicht immer die besten. Sofern mehrere Auflagen vorliegen, wird nicht vermerkt, nach welcher zitiert werde (z. B. *F. X. Funk*, *Patres apostolici*). Die Zitationsweise ist, wenn auch richtig, zu wenig genau; so werden z. B. nur Kapitel und nicht Unterabteilungen, bisweilen nicht einmal Kapitel angegeben z. B. S. 20 Anm. 1 (Cyprian), Anm. 3 (Hieronymus). Nicht wörtliche Anführungen wurden übersehen oder übergangen, bisweilen selbst wenn die Verfasser ausdrücklich genannt wurden, nicht quellenmäßig festgestellt. Die Namen der alten Autoren wurden nicht konsequent, bald nach der lateinischen, bald nach der deutschen Sprechweise angeführt. Wir hegen die Zuversicht, eine neue Auflage werde die Mängel nach Möglichkeit zu beheben suchen.

Dem Buche sei in aller Aufrichtigkeit die größte Verbreitung gewünscht.
Es ist mitberufen, die Welt von morgen zu bauen. *O. Perler.*

Rectification

Par suite d'une correction d'épreuves mal comprise, le titre de l'édition française — qui est l'édition originale — de l'Histoire des Papes de M. le professeur Castella a été supprimé en tête du compte rendu que nous avons consacré à cet ouvrage dans le premier numéro de la revue de cette année. Nous le rétablissons ici :

Gaston Castella, professeur à l'Université de Fribourg, **Histoire des Papes**. T. I. *De saint Pierre jusqu'à la Renaissance*. T. II. *De la Renaissance jusqu'à la Révolution française*. T. III. *De la Révolution française jusqu'à nos jours*. Editions Fraumünster, Zurich. T. I, 1944, 313 p.; T. II, 1944, 374 p.; T. III, 1945, 498 p.

C'est à l'édition française, et non pas à la traduction allemande, dont le 3^e volume n'avait pas encore paru, ainsi que le titre l'annonçait, que se rapportent les remarques que nous avons faites dans notre compte rendu.

L. Wæber.

NEKROLOG

† Walther Köhler (1870-1946)

Dankbare Erinnerungen drängen uns, des wohl bedeutendsten Kenners der deutschen und schweizerischen Reformationsgeschichte zu gedenken, der am 18. Februar in Heidelberg an einem Herzschlag verschied. Zwar dürfen wir nicht den Anspruch erheben, den Gelehrten im ganzen Umfang seines selten großen Forschungswerkes zu kennen, noch möchten wir uns vermessen, das Wesen des Menschen Köhler voll erfassen zu können. Aber das soll uns nicht hindern, unserer Achtung ehrenden Ausdruck zu geben.

Als junger Student hatten wir einmal Gelegenheit, Walther Köhler in Zürich in einem kirchengeschichtlichen Kolleg vortragen zu hören. Er sprach jenes Mal vom Arianismus, in nüchtern-sachlicher Weise, wie uns schien. Auch dünkte uns, daß seine Deutung der Niederlage des Arianismus aus dem Gegensatz zum « Romanismus » zum Teil in engerer Betrachtungsweise befangen blieb. Aber als später der Junge dem erfahrenen und angesehenen Gelehrten schrieb und in allem Vertrauen seine ersten Aufsätze unterbreitete, fand er in Köhler einen Menschen, der ein dankbares und ermunterndes Wort auch für den Unbekannten zu finden verstand und sogar den Wunsch nicht verschmähte, mit einem « aus dem anderen Lager » in persönlicher Verbindung zu bleiben. Und so ist das geworden, was uns heute eine frohe und liebe Erinnerung bleiben wird. Für jeden Gruß und jeden Brief war Köhler aufrichtig dankbar, und je unbefangener der Brief gehalten war, desto größer war die Freude.

Und gewiß war das einer der anziehendsten Charakterzüge des Menschen und Gelehrten W. Köhler, daß er aufrichtig bestrebt war, dem Andersdenkenden nicht nur gerecht zu werden, sondern daß er geradezu erfüllt war vom Bedürfnis, ihn zu hören. Er schrieb einmal zur Anzeige der Bibliographie seiner Schriften (5. Dez. 1941), die ihm bekanntlich der Zwingliverein als Festgabe darbrachte: « Sie haben recht, dilexi iustitiam et odivi iniquitatem, könnte ich mit Gregor VII. sprechen, und wenn das nicht immer gelungen ist, so ist eben niemand von menschlichen Schwächen frei. Gegen früher haben wir aber doch auf diesem Gebiete viel erreicht, ein solches Buch wie das von Lortz wäre früher nicht möglich gewesen . . . » Und dann äußerte er im selben Brief die gleichsam programmatische Erkenntnis: « Vollkommen ist doch nun einmal niemand, und zu einer vollen Einheit werden wir hüben und drüben nicht kommen; es genügt vollkommen, wenn wir in gegenseitiger Hochachtung in ein anständig geführtes wissenschaftliches Gespräch eintreten. » Eine solche Offenheit war erfreulich. Was Walther Köhler hierin von seinem versöhnenden Geist erkennen ließ, stand aber gewiß nicht nur auf dem Papier. Wir durften das auch erfahren, als es uns vergönnt war, ihn 1936 in Heidelberg zu besuchen, und als wir uns im Gespräch, über alle Behelfsinstrumente hinweg, deren der schwerhörige